

Manche Not wollen wir nicht wahrhaben, weder sehen noch hören. Manche Not ergreift uns besonders wenn sie in unserer unmittelbaren Umgebung geschieht. Menschen, die lange Not leiden, chronisch Kranke oder Menschen, die bereits viele Jahre erkrankt sind, hoffen, nicht schnell vergessen zu sein. Nicht die Zeit ist schnelllebig, viele sind zu beschäftigt, etliche kümmern sich nur um sich. Da ist dann kaum Zeit für andere. Falsche Wichtigkeiten, zu volle Terminkalender für alles Mögliche machen uns blind für Not und Leid, Freude und Glück, Menschen und Liebe. Nicht nur andere sind blind, in Not, nicht manchmal wir selbst auch? Blind für das, was um uns herum geschieht, weil wir nur das sehen und erfahren, was wir erfahren und sehen wollen, weil wir uns sonst gestört, hinterfragt, kritisiert fühlen, weil wir nachdenken und uns ändern müssten. Was unangenehm, unangenehm, was unsere gewohnten Abläufe stört, was unsere Sicht von Welt, Menschen, Natur, Glaube hinterfragt, wollen wir nicht erfahren und sehen, obwohl es klar ist, deutlich zu hören ist. Viele haben auch eine solche Sicht des Glaubens, ein solches Kirchenbild, ein festgefahrener, unveränderbares Gottesbild und wundern sich, wenn der eigene Glaube nicht mehr trägt, wenn Gläubige aus der Kirche austreten, aber Gläubige bleiben, nur ohne diese Kirche. Manche sind blind für das, was wirklich geschieht, auch im kirchlichen Christentum, manche wollen nicht sehen, dass sich vieles ändern muss und bekämpfen, beschimpfen solche Gläubige. Wir sind nicht immer sehend, wir haben nicht immer den Durchblick für alles, wir haben nicht für alles und jeden den Überblick; wir sehen und leben eben nur Ausschnitte eines großen Ganzen. Wenn wir das leugnen, werden wir zu denen, unter denen wir leiden in Gesellschaft, Politik und Kirche. Dennoch stehen wir in der Gefahr uns mit allem abzufinden, es ist halt so, wir können ja doch nichts tun, auf einmal wir sind ja nur ganz kleine Rädchen im großen Getriebe, die anderen sollen erst mal etc etc. Die bekannten Ausreden verschleiern unsere Bequemlichkeiten und Ängste, auch im Glauben an Gott, auch im kirchlichen Christentum. Jesus aber fragt auch uns: „was willst du? Soll ich etwas tun?“ Manche würden antworten, dass alles bleiben muss, wie es ist; einige, wie es früher war, wo angeblich alles besser war; aber andere hätten schon gerne eine neue, andere Sicht des Lebens, auf sich und andere, eine andere Art zu glauben, auch mit einer Weiterentwicklung der Inhalte, voll bewusst, dass das mit Änderungen auch für sich, nicht nur für andere einhergeht. Aber Menschen brauchen Veränderungen, die ihnen zu leben, zu lieben, hoffen, vertrauen, verzeihen und glau-

ben helfen. Bartimäus hatte das erkannt, er konnte und wollte nicht mehr so weiterleben, wie immer, wie bisher, er wollte mehr Leben, mehr Menschsein, mehr Nähe zu anderen. Wer solche Erfahrungen für sich leugnet, kennt sich selbst schlecht, lässt sich nicht hinterfragen, wird hochmütig, hart, besserwisserisch. Bartimäus vertraut und ist hartnäckig, andere wollen ihm besseres Leben, mehr Menschsein, Glück und Zuwendung verweigern. Das aber kennen wir aus der Politik, der Gesellschaft der Ablehner, Ausgrenzer, Abwerter, aber auch aus der Kirche und den Pfarreien. Nicht nur die Einsicht, dass Veränderung guttut, ist entscheidend, sondern die Schritte dafür zu gehen ist lebensentscheidend. Bartimäus geht auf Jesus zu, als dieser seinen Hilfeschrei hört. Dabei lässt er seinen Mantel zurück, ein Stück Vergangenheit, was ihm Sicherheit gab, er lässt etwas los, um frei zu werden für Neues, Besseres, mehr Menschsein. Seine Vergangenheit prägt ihn bis zum Lebensende, aber sie engt ihn nicht mehr ein. Weil er etwas von sich loslassen kann, ist er frei und offen für ein anderes, besseres Leben. Das wünschen wir uns für uns selbst, für andere. Wir müssen zuweilen etwas loslassen, aufgeben, damit es uns besser geht, wir zufriedener, glücklicher, geliebt, geborgen leben können. Manches Loslassen ängstigt, weil wir Gewohntes, Vertrautes aufgeben, vor allem im Denken, Verhalten, im Selbstbild. Angst hindert solange, bis der Wunsch nach besserem Leben siegt. Das aber scheint bei etlichen in Kirche und Pfarreien noch der Fall zu sein. Aus Angst vor einem anderen, tieferen, bescheideneren Glauben, der vieles nicht mehr braucht, was vertraut und gewohnt, nehmen sie in Kauf, dass viele uns verlassen, nicht nur wegen der Verbrechen und der Kirchensteuer. Doch Leben, Menschsein, Glaube kann nicht immer so bleiben wie es jetzt ist oder einmal war. Leben, Menschsein, Glaube an Gott, ist nichts Starres, sondern Lebendigkeit, anderes Leben, selbst im Sterben. Leben, Menschen, Gott überraschen uns immer wieder. Wir können nicht alles festschreiben, wie Leben, Menschen, Gott zu sein haben, das aber ist die Gefahr für Menschen, uns selbst und erst recht für das kirchliche Christentum, sonst bleibt es blind für Gott und Menschen, die glauben und glauben wollen. Sonst wird es lebensfern und blind für Getragensein in bitteren Tränenzeiten, sonst bleibt es blind für Gottes Gegenwart, die uns leben hilft, sonst bleibt es blind für gute, liebende Begegnungen. Sonst verpasst es wirkliches wahres Leben und Menschsein.